

Susanne Koelbl

Olaf Ihlau

Geliebtes, dunkles Land

Susanne Koelbl
Olaf Ihlau

Geliebtes, dunkles Land

Menschen und Mächte in Afghanistan

Siedler



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1840
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier Munken Premium
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Erste Auflage

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by Siedler Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg

Lektorat: Regina Carstensen, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Reproduktionen: Mega Satz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2007

ISBN 978-3-88680-878-6

www.siedler-verlag.de

Inhalt

Vorwort	7
1	
Die Hindukusch-Falle	11
2	
Der sanfte Eroberer von Karz	25
3	
Im Herzen von Paschtunistan	45
4	
Ritt auf dem Tiger: Schwieriger Nachbar Pakistan	61
5	
In Waziristan: Das Refugium der al-Qaida	77
6	
Rückkehr der Gotteskrieger	88
7	
Ein guter Taliban	108
8	
Mullah Omars Pate	112
9	
Tora Bora – Osamas Pforte zum Paradies	123
10	
Wie der Westen den Krieg gewann und den Frieden verlor	130
11	
Die geheime Mission des »Kommandos Spezialkräfte«	151

12		
Reformerkönig Amanullah		159
13		
Revolutionskommandant Nadschibullah		169
14		
Der Ingenieur Sahib		183
15		
Ewiger Krieger		195
16		
Relikt der Revolution		204
17		
Baburs Stadt: Kabul		211
18		
Die fremden Helfer		229
19		
Liebe zwischen Steinzeit und Moderne: Das Leben der Frauen		237
20		
Die Blume des Bösen		253
21		
Kleine Liebe für Farangi: Die Deutschen		266
22		
Sterben für Kabul?		280
Glossar		293
Literatur		299
Zeittafel		306
Danksagung		311
Personenregister		313
Bildnachweis		319

Vorwort

Ein betörender Sog ging stets von diesem Flecken Erde aus mit seinem weiten blauen Himmel und der glasklaren Luft, den majestätischen Schneegipfeln von über 7000 Metern Höhe und den Flusstälern mit den Ahorn- und Eukalyptusbäumen. Die Klimazonen in Afghanistan entsprechen denen vom kalten Skandinavien bis zur sengenden Hitze der Sahara, es gibt ständigen Wassermangel und zugleich reißende Überschwemmungen. Die machtvolle Natur lässt bereits einen Vorgeschmack auf die Extreme erahnen, die den Besucher am Hindukusch erwarten.

Was sind das für Menschen hier, die Unschuldigen mit einem Messer die Kehle durchschneiden oder sechsjährige Kinder zu Selbstmordattentätern ausbilden?, fragen sich Europäer und Amerikaner, die heute eine Zeitung mit den neuesten Nachrichten aus Afghanistan aufschlagen. Es ist »eine extreme Unbezähmbarkeit«, beschreibt der Kölner Soziologe und ehemalige Lehrbeauftragte der Universität Kabul René König den Charakter der Paschtunen, der größten afghanischen Volksgruppe, aus denen sich die meisten der radikalislamischen Taliban rekrutieren.

Doch auch Islamisten folgen zumeist traditionellen Spielregeln, zum Beispiel dem Paschtunwali, einem archaischen Ehrenkodex, der die Blutrache kennt, aber auch die heilige Verpflichtung zur Gastfreundschaft: Danach setzen die Afghanen jederzeit ihr Leben ein, wenn ihnen die Unversehrtheit einer Person anvertraut wird. Mit diesem Fremden würden sie dann auch die letzte Kelle Reis teilen, selbst wenn er ein »Kafir«, ein Ungläubiger, ist. So reisten auch die Autoren dieses Buches oft unter dem Schutz regionaler Patrone, ohne

die der Zugang zu vielen Orten und Menschen nicht möglich gewesen wäre.

Auf dem sogenannten Hippie-Trail, der Traumstraße von Istanbul bis Nepal, war Afghanistan in den Sechziger- und Siebzigerjahren eines der spektakulärsten Etappenziele. Eine Übernachtung in einem der kleinen Hotels um den legendären Basar »Chicken Street« im orientalischen Kabul mit seiner grandiosen Bergkulisse kostete damals umgerechnet zwei Mark, und ein Kilo »Chars«, besser bekannt als »Schwarzer Afghane«, angeblich das beste Cannabisharz der Welt, war für 60 Mark zu haben. Die Freundlichkeit der Afghanen hat die Reisenden stets fasziniert, und ihre einmalige Gastfreundschaft bewahrten sich die Menschen trotz ihrer tragischen Geschichte, auch wenn sie inzwischen immer öfter ein anderes Gesicht zeigen, das grausam ist und roh, voller Unbarmherzigkeit.

Afghanistan ist eines der widersprüchlichsten und abenteuerlichsten Länder überhaupt. In den Städten glitzern heute, sechs Jahre nach der Vertreibung der Taliban, bunte Shopping Center, und über Mobiltelefone und Internet sind die Afghanen mit der modernen Welt verbunden. Hinter den Lehmmauern der Wohngehöfte auf dem Land herrschen jedoch archaische Verhältnisse. Die Frauen gehen tief verschleiert. In den Bergregionen der Stammesgebiete trägt fast jeder Mann eine Waffe und scheut sich nicht, sie auch zu gebrauchen.

Wer heute nach Afghanistan geht, den erfasst unweigerlich dieser Widerstreit aus Anziehung und Abgrund.

Immer wieder versuchten fremde Mächte, die Instabilität der Region zu nutzen, um das Herzland Asiens zu unterwerfen und zu beherrschen, doch niemandem ist dies auf Dauer je gelungen. Die Engländer scheiterten in drei fürchterlichen Kriegen. Die Sowjets rangen in den Achtzigerjahren um die Vorherrschaft am Hindukusch. Ihre Hightech-Armee mit über 100 000 Mann wurde von den zähen Guerillakämpfern geschlagen und verjagt. Nach den Angriffen der Terrorgruppe al-Qaida auf das World Trade Center und das Pentagon kämpften dort nun seit Oktober 2001 die Amerikaner und ihre westlichen Alliierten um Dominanz und Stabilität.

Afghanistan ist eingeschlossen von sechs Ländern und ohne Zu-

gang zum Meer. Doch gerade seine geographische Lage macht die Region strategisch interessant.

Von hier aus lässt sich der fragile Nachbar Pakistan mit seinen extremistischen Gruppen beobachten, immerhin ein nuklear bewaffnetes Land; im Westen befindet sich der ölreiche Mullah-Staat Iran, der dabei ist, zur Nuklearmacht aufzusteigen. Im Osten grenzt am schmalen Wakhan-Korridor der ebenfalls atomar gerüstete Wirtschaftsriese China. Nördlich, jenseits des großen Amu-Darja-Flusses, schließen die zentralasiatischen Republiken an mit ihren gigantischen Gas- und Ölvorkommen, die einmal durch Afghanistan zum Indischen Ozean und zum Arabischen Meer geleitet werden könnten.

Doch ursprünglich waren es die Terroranschläge des 11. September 2001, die Soldaten und Aufbauhelfer von inzwischen siebenunddreißig westlichen Nationen an den Hindukusch brachten. Die aktuelle Afghanistanmission ist damit die aufwendigste multinationale Operation aller Zeiten. Dennoch läuft hier, verglichen mit anderen Krisenherden, ein gefährliches Sparprogramm: Die internationale Gemeinschaft investierte zehnmal mehr für einen Kosovaren als für einen Afghanen, und die Hilfe am Hindukusch verpufft ohnehin vielfach, weil Entwicklungsexperten mehr Geld für Konferenzen und den Unterhalt ihrer Organisationen ausgeben als für die bedürftigen Menschen.

Das Kosovo ist kaum so groß wie die Oberpfalz, doch die US-geführten Alliierten starteten ihre Operation 1999 nach dem Krieg mit einer immerhin 50 000 Mann starken Friedenstruppe. Afghanistan besitzt fast die doppelte Fläche der Bundesrepublik Deutschland – und gerade mal 5000 Peacekeeper sorgten dort anfangs für Sicherheit. Die Isaf-Schutztruppe wurde inzwischen auf 40 000 Soldaten aufgestockt, ist heute jedoch auch selbst erheblich in Kämpfe verwickelt. Um eine ähnlich stabile Sicherheitslage herzustellen wie auf dem Balkan, wäre eine irrwitzige Truppenstärke von über einer Million Soldaten erforderlich.

Dass es nicht gelungen ist, das Leben der Menschen entscheidend zu verbessern, wie ihnen dies zugesagt wurde, ist eine der we-

sentlichen Ursachen, warum die westliche Allianz die Unterstützung der Afghanen verliert. Vor allem eines konnten ihnen weder ihre Regierung noch die fremden Kräfte bieten: Sicherheit.

Es steht viel auf dem Spiel in diesem sehr anziehenden und doch auch dunklen Land. Das größte Militärbündnis der Welt, die North Atlantic Treaty Organisation (Nato), könnte hier scheitern und daran womöglich zerbrechen. Die Vereinten Nationen würden weiter an Glaubwürdigkeit einbüßen, und Afghanistan dürfte zu einer der wichtigsten Drehscheiben eines weltweit operierenden Islamisten-Terrornetzes werden, das zum Ziel hat, die westliche Welt zu destabilisieren.

Doch wie diese Mission auch ausgeht, was immer passiert, das Volk der Afghanen, so zerstritten es untereinander ist, wird nicht aufgeben. Die Region am Hindukusch entzieht sich auf eigene Weise der Rationalität westlichen Denkens. Trotz unvorstellbarer Leiden während Besatzung, Bürgerkrieg und Hungersnöten sind die Menschen dort bis heute stolz und ungebrochen. Wenn sich ein Fenster auftut – und sei es nur die Chance, die Heimat einmal kurz wiederzusehen –, kehren die Flüchtlinge zurück, ebenso die Exilafghanen, die in der Fremde ausgeharrt haben, getrieben von einer tiefen Sehnsucht nach dem geliebten Land. Und immer voller Hoffnung.

1

Die Hindukusch-Falle

Der amerikanische Konvoi rollt im Norden auf Kabul zu, über den Khair-Khana-Pass hinunter in den Talkessel der afghanischen Hauptstadt. Plötzlich geraten die Militärtransporter ins Rutschen, die schweren Fahrzeuge schlittern in eine Autokolonne ziviler Toyota Corollas, Ladas und Jeeps, die sich durch den morgendlichen Verkehr quälen. Dutzende Fahrzeuge krachen aufeinander, verkeilen sich. Ein siebenjähriger Junge stirbt am Unfallort, zwei weitere Schulkinder werden schwer verletzt. Binnen Minuten sind die Amerikaner von einem Mob umringt, wütende Afghanen werfen Steine, dreschen mit Stöcken auf die Fahrzeuge ein. »In ihrer Bedrängnis feuerten die US-Soldaten in die Luft«, erklärt eine Sprecherin des amerikanischen Militärs später. Ein afghanischer Polizeioffizier vor Ort behauptet dagegen, die Amerikaner hätten in die Menge geschossen und dabei einen Menschen umgebracht.

Da explodiert die Gewalt. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich in Kabul die Nachricht, US-Soldaten hätten unschuldige Zivilisten getötet. Innerhalb einer Stunde sind die Straßen voll von Demonstranten. Sie schlagen gegen Einrichtungen los, die den Neuanfang Afghanistans nach dem Sturz der Taliban symbolisieren: Polizeiposten werden zerstört, Geschäfte mit westlichen Waren zertrümmert. Polizisten reißen sich die Uniformjacke vom Leib und mischen sich unter die Randalierer und Plünderer. Fensterscheiben des gerade eröffneten Fünfsterne-Hotels Serena gehen zu Bruch, die Büros von Hilfsorganisationen werden verwüstet, Amokläufer machen Jagd auf Farangi, die Fremden. »Amerikaner töten unsere Leute«, brüllt der Demonstrant Gulam Ghaus. »Wir

werden nicht aufhören, bis die Ausländer unsere Stadt verlassen haben.«

»Ich bin tief bestürzt«, sagt der Direktor der in Kabul bis dahin äußerst beliebten Hilfsorganisation CARE, Paul Barker, als er schließlich mit seinen Mitarbeitern in die US-Botschaft evakuiert worden ist. Dann marschieren die Massen auf den Präsidentenpalast und das Botschaftsgelände der westlichen Supermacht zu, stoßen dort aber auf meterhohe Schutzwälle und schwer bewaffnete Sicherheitskräfte. »Tod Amerika!«, skandieren die Demonstranten, ein paar rufen sogar: »Tod Karzai!«

Es ist der 29. Mai 2006. Am Ende dieses Tages werden vierzehn Tote und 139 Verletzte in Kabul gezählt.

Wie eine Sturmwelle hatten sich Wut und Enttäuschung gegen die Amerikaner und den von ihnen installierten Präsidenten Hamid Karzai aufgestaut. Arbeitslose, die unter den neuen Herren ihren Job in der Verwaltung verloren hatten, taten sich mit den Armen der Stadt zusammen, notorische Gewalttäter schlossen sich den Krawallmachern an, mit dabei waren aber auch gewöhnliche Passanten, Schüler und Studenten. »Vier Jahre lang haben die Menschen auf die versprochenen Fortschritte der Regierung gewartet, aber sie kamen nicht«, kommentierte die Zeitung *The Kabul Weekly* die dramatischen Ereignisse.

Am Abend lag die Hauptstadt im Schock. Allen war schlagartig klar geworden, wie dünn die Grundlage ist, auf der die internationale Gemeinschaft in Kabul eine neue Regierung an die Macht brachte, und wie schnell die Unterstützung dafür in eine zerstörerische Opposition umschlagen kann. Einer fasste sich rasch: Verteidigungsminister Abdul Rahim Wardak postierte noch am selben Tag schwere Waffen an den neuralgischen Punkten der Stadt, eine nächtliche Ausgangssperre wurde verhängt. Es kehrte wieder Ruhe ein.

Die Angst vor einem zweiten 29. Mai aber ist geblieben. Mit ihr das bedrückende Gefühl bei Militärs und Helfern aus dem Westen, nunmehr genauso wie die Sowjets in den Achtzigerjahren zunehmend in eine ausweglose Lage zu geraten. Stets waren fremde Heere und ihre politischen Marionetten in Asiens Herzland, diesem He-

xenkessel der Weltgeschichte, auf erbitterten Widerstand gestoßen. Solch eine Entwicklung droht jetzt auch der von der Nato geführten Friedensstreitmacht der internationalen Schutztruppe Isaf (International Security Assistance Force). Zwar herrscht Einigkeit im Bündnis, das Ende 2001 von Taliban und al-Qaida befreite Land nicht wieder den Terroristen zu überlassen. Doch die Nato-Doppelstrategie aus Wiederaufbau und Militärschlägen gegen die erneut vorrückenden Taliban fordert einen hohen Preis. Vor allem die Amerikaner, einst als Befreier gefeiert, haben ihre Glaubwürdigkeit durch ein häufig rücksichtsloses Auftreten gegenüber der Zivilbevölkerung, durch Bombardements mit üblen »Kollateralschäden« schon weitgehend eingebüßt. Die Europäer, darunter die Deutschen, sind derzeit dabei, diese Glaubwürdigkeit ebenfalls zu verlieren. Mit der Zahl der Opfer – bis zum Sommer 2007 wurden weit über 4000 Zivilisten getötet – steigt die Wut im Land. Dieser Stimmungsumschwung, bestärkt durch eine Serie von Selbstmordanschlägen, kann für die transatlantische Allianz in einem Desaster enden, zu Chaos und einem Schlamassel führen wie im Irak. Afghanistan droht zum Metekel zu werden für die Zukunft des Westens.

Die Hindukusch-Falle: Zuletzt hatten sich die Sowjets in ihr verfangen. Sie waren im Dezember 1979 in Afghanistan einmarschiert, um Kabuls schwächelnde Revolutionsherrscher zu stützen. Die Invasion veränderte schlagartig die internationale Großwetterlage, stoppte den Entspannungsprozess zwischen Ost und West. In Afghanistan gingen Zehntausende als Partisanen in den Untergrund. Sie nannten sich »Mudschahidin«, »Heilige Krieger«, der Islam war ihr Leitfaden im Kampf gegen die »Gottlosen«. Ihr Hauptquartier hatten die Widerstandsgruppen im pakistanischen Peschawar, der Grenzstadt am Fuße des Khyber-Passes und Haupteinfallstor der Invasoren auf dem Subkontinent seit Menschengedenken. In den Hochzeiten des Kalten Krieges diente Peschawar den Amerikanern als Horchzentrum. Von dieser Basis aus war im Frühjahr 1960 der bei Swerdlowsk abgeschossene U-2-Pilot Francis Gary Powers zu seinem Aufklärungsflug über die Sowjetunion gestartet.

Afghanistan war eine der letzten Schlachten des Ost-West-Kon-

flikts, und an ihrem Ende stand der Kollaps der kommunistischen Supermacht. Unvergessen der martialische Auftritt, den Zbigniew Brzezinski, Sicherheitsbeauftragter des amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter, sechs Wochen nach der sowjetischen Intervention am Khyber-Pass hinlegte. »Die Vereinigten Staaten teilen mit der muslimischen Welt einen tiefen religiösen Glauben«, rief der Sohn eines von den Kommunisten ins Exil getriebenen polnischen Diplomaten den Gotteskrieger zu und fuchtelte wild mit einer Kalaschnikow, »das kann die Basis für unsere Freundschaft sein.« Ob sie eigentlich wüssten, mit welchen Extremisten sich die Vormacht des Westens hier verbünde, fragten einige von uns Journalisten, die den Fanatismus der Islamisten-Führer allzu gut kannten, ihre amerikanischen Kollegen. Die wussten es nicht, oder der Patriotismus trübte ihren Blick.

Den Vereinigten Staaten ging es bei der Kooperation mit dem afghanischen Widerstand weder um Religion noch um Freundschaft mit den Muslimen, sondern allein um einen entscheidenden Schlag gegen die Sowjets. Schon im Sommer 1979 hatte Brzezinski eine Präsidentendirektive an die CIA eingefädelt, die Aufständischen am Hindukusch mit Geld, Medikamenten, Funkausrüstungen zu versorgen und »im Hinterhof der Sowjetunion Scheiße zu säen«. Genüsslich enthüllte Carters kältester Krieger dieses Szenario Jahre später in einem Interview. Danach trieb Washington mit der gezielten Unterstützung afghanischer Rebellen gegen das kränkelnde Kabuler Revolutionsregime die Moskowiter gleichsam zum militärischen Eingreifen: »Diese Operation war eine exzellente Idee, sie zog die Russen in die afghanische Falle.«

Die Falle schnappte zu, als gegen den Widerstand des sowjetischen Generalstabs das Moskauer Politbüro, mit Außenminister Andrej Gromyko als treibender Kraft, die Invasion beschloss. Nun galt aus Brzezinskis Sicht erst recht die Devise: »Das muss die Sowjets so teuer wie möglich zu stehen kommen.« Deren Feuerwalzen konnten die Glaubenskrieger nicht in die Knie zwingen, von den Amerikanern gelieferte Stinger-Raketen setzten jedoch den Okkupanten schwer zu. Nach knapp einem Jahrzehnt war der russische Bär am



Den russischen Bären ausgeblutet:
Glaubenskrieger in Afghanistan

Hindukusch ausgeblutet. Rund 15 000 Sowjetsoldaten büßten das Abenteuer mit ihrem Leben, gut 45 Milliarden Dollar an Unterstützung waren verpufft. Auf Geheiß des neuen Kreml-Chefs Michail Gorbatschow zogen die Sowjets bis Februar 1989 ihre Truppen aus Afghanistan vollständig zurück. Dieser Kapitulation folgte dann bald die Implosion des roten Imperiums. Sprach man mit Gorbatschow Jahre danach über den schmachvollen Abmarsch, sagte er nur bitter: »Es ging gar nicht anders, wir mussten dort raus. Eine Million Sowjetsoldaten sind durch Afghanistan gegangen und für ihr Leben gezeichnet worden.«

Niemals konnten fremde Mächte die Bergstämme am Hindukusch auf Dauer beherrschen. Der Boden der nordafghanischen Tiefebene ist blutgetränkt. Hier, im indoarischen Urland Ariana, marschierten seit Jahrtausenden die Eroberer auf, fanden epische Schlachten statt und Gemetzel. Auf den Weiden bei Kundus vor dem Fluss Oxus, der heute Amu-Darja heißt, suchte der makedonische Welteneroberer Alexander der Große einst Pferdeersatz für seine

beim Zug durch die Berge arg gebeutelte Kavallerie. Auf seinem Raubzug nach Indien legte der Hellene in Kabul eine Militärgarnison an und hatte im Winter des Jahres 330 vor Christus Mühe, die Attacken der umwohnenden Stämme abzuwehren. Mit Frostbeulen und schneblind tapsten Alexanders Soldaten durch den Hindu-kusch. Nach dem Zusammenbruch des griechisch-baktrischen Königsreichs folgten die Einfälle der Nomadenvölker aus den Steppen Zentralasiens, der Kuschan, Hephthaliten (»weiße Hunnen«) und Seldschuken. Doch das Schrecklichste kam erst mit Beginn des 13. Jahrhunderts: die Stürme der Barbaren Dschingis Khans und des nicht minder blutrünstigen turkmenischen Räuberhauptmannes Tamerlan. Beide ergötzten sich an der Errichtung von Siegestürmen aus Menschenschädeln.

Afghanistan, ein Land ohne Zugang zum Meer, brauchte Jahrhunderte, um sich von diesen Verheerungen zu erholen; einst blühende Regionen blieben wegen der zerstörten Bewässerungssysteme auf Dauer verdorrt. Wenigstens Kabul profitierte eine Zeit lang vom Aufbruch des Timuriden Babur, der von dort den Norden des indischen Subkontinents eroberte und zum Stammvater der Mogul-Dynastie wurde.

Paschtunen-Fürsten regierten seit der Staatsgründung von 1747, als Afghanistan im 19. Jahrhundert ins Visier zweier europäischer Großmächte geriet, die Rivalen waren bei ihrem imperialistischen Expansionsdrängen in die westasiatische Region: das russische Zarenreich und das britische Empire. Angesagt war nun »The Great Game«, das Große Spiel, wie der Brite Rudyard Kipling das Ringen um Vorrherrschaft beschrieb und diesem Machtpoker mit seinem Indienklassiker *Kim* ein literarisches Denkmal setzte. Lord George Nathaniel Curzon, einer der Vizekönige von Britisch-Indien und später Londons Außenminister, sah in Afghanistan, Turkestan und Persien »Stücke eines Schachbretts, auf dem ein Spiel um die Beherrschung der Welt abläuft«. Das Empire stand im Zenit seiner Machtentfaltung.

»Die Afghanen sehen in Russland den ewigen Feind ihrer Religion und einen Riesen, der Asien zu verschlingen droht«, notierte Karl Marx in einer seiner Analysen für die *New York Daily Tribune*. Der

in London lebende Asien-Beobachter beschrieb damit die Befürchtungen der Herrscher in Kabul ebenso zutreffend wie den imperialistischen Appetit der Regenten in Sankt Petersburg. Nach Überzeugung von Marx suchten sich die Zaren eine Straße nach Asien zu erschließen, auf der einmal eine russische Armee bis nach Indien durchmarschieren sollte. Systematisch hatten die Russen schon die Weiten und Oasen zwischen dem Aralsee und der Grenze Chinas aufgerollt, Mitte 1865 die islamische Stadt Taschkent erobert. Dies alles ohne Skrupel. In einer Denkschrift, deren Rhetorik verblüffend an heutige Missionstiraden amerikanischer Interventionisten erinnert, pries der damalige russische Außenminister Prinz Alexander Gortschakow diesen Hegemonialanspruch hochmütig: »Die Position Russlands in Zentralasien ist die eines zivilisierten Staates, der mit halbwilden nomadisierenden Stämmen ohne feste Sozialordnung in Berührung kommt. Das hat zur Folge, dass die kommerziellen wie die Sicherheitsinteressen des zivilisierten Staates diesen zwingen, eine gewisse Herrschaft über Nachbarn auszuüben, deren Ungestüm und nomadische Instinkte es recht schwierig machen, mit ihnen zusammenzuleben.«

Die Briten sorgten sich um ihr Kronjuwel Indien und suchten der russischen Machtausdehnung in Zentralasien mit einer Eindämmungspolitik zu begegnen, in der Afghanistan als Pufferstaat diente. Dazu führten sie zwei verlustreiche Kriege mit den Afghanen, ihre Expeditionsheere eroberten Kandahar und Kabul, zogen sich dann aber zum Khyber-Pass zurück und respektierten somit die Autonomie der paschtunischen Bergstämme auf Rat ihres klugen indischen Vizekönigs Lord Edward Robert Lytton. Der wusste überdies, wie Afghanistans weitsichtigster Herrscher Abdur Rahman den Aufmarsch der Streitkräfte des Zaren im Norden einschätzte: »Die Russen bewegen sich wie ein Elefant, der seinen Platz sorgfältig prüft, bevor er den schweren Fuß aufsetzt«, pflegte der Emir seine Gefolgschaft zu mahnen. »Doch wenn dieser Elefant dort erst einmal mit seinem ganzen Gewicht steht, zerdrückt er alles, und niemand bekommt ihn wieder weg.«

Die Briten steckten ihren Einflussbereich 1893 mit der Durand-

Linie als Afghanistans bis heute umstrittener Ostgrenze ab, und der Puffer hielt bis nach dem Ersten Weltkrieg. Dann rang der Reformerkönig Amanullah in einem kurzen Waffengang dem ermatteten Empire 1919 die Unabhängigkeit seines Landes ab und schloss sehr bald mit dem jungen Staat der Sowjetunion einen Freundschaftspakt. Dabei störte ihn anscheinend wenig, dass der Chefideologe der Bolschewiki, Leo Trotzki, den zaristischen Drang zum warmen Indischen Ozean nun in seine weltrevolutionäre Strategie mit dem Entfesseln von Aufständen in Europas Kolonialreichen einbezogen hatte: »Der Weg nach London und Paris führt über die Dörfer Afghanistans, des Punjabs und Bengalens.«

Ein weiteres Mal wurde Afghanistan das Opfer imperialistischer Rivalität im ausgehenden 20. Jahrhundert. Erneut war Russland, zur Sowjetunion aufgebläht, Teilnehmer bei der Neuauflage des Großen Spiels. Und als Widerpart trat anstelle der Briten nunmehr die westliche Führungsmacht USA in den Ring.

Dabei hatten die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst wenig Interesse an Afghanistan gezeigt und die geostrategische Bedeutung des zentralasiatischen Bergstaates lange Zeit unterschätzt. Stattdessen setzten sie auf den Nachbarn Pakistan, der ebenso wie Persien Mitglied wurde in dem von Washington 1955 organisierten CENTO-Pakt, ein gegen die Sowjetunion gerichtetes Bündnissystem. Zwei Jahre zuvor war der damalige US-Vizepräsident Richard Nixon nach einem Besuch in Kabul zu dem Schluss gekommen, man könne Afghanistan ruhig »abschreiben«. Nixon irritierte das Festhalten der Afghanen an ihrer bewährten Neutralitätspolitik, mehr aber noch die massive wirtschaftliche Präsenz der Sowjetunion. Denn Moskau stand mit einer überaus großzügigen Handels- und Entwicklungspolitik allen Regimen in Kabul bei: dem König Zahir Schah ebenso wie dessen einstigen Ministerpräsidenten und späteren Republikgründer Mohammed Daud. Die Russen bauten Tunnel, Fabriken, Wasserkraftwerke, Schulen, Flugplätze, sogar Moscheen, und kurz vor der Visite der beiden Kreml-Chefs Nikolai Bulganin und Nikita Chruschtschow im Dezember 1955 erhielt Kabul auch die erste asphaltierte Straße.

Der Westen erleichterte den Sowjets das Auftrumpfen durch seine von Washington vorgelebte Haltung bornierten Desinteresses. Aus der Reihe scherten da eigentlich nur zwei Länder: Frankreich und die Bundesrepublik. Beide Staaten bemühten sich vor allem in den Sechzigerjahren, als der König seinem Lande vorübergehend einige demokratische Experimente gestattete, so etwas wie eine Gegenposition zu Moskau zu errichten. Die traditionelle Deutschfreundlichkeit der Afghanen öffnete dabei den Emissären vom Mittelrhein die Türen. Bonn ließ sich nicht lumpen, es stellte Hunderte von Millionen Mark an Kapital- und technischer Hilfe zur Verfügung.

Die fehlgeschlagene Revolution und das Eingreifen der Sowjetarmee verschärfen das Große Spiel um die Macht am Hindukusch. Nicht nur die Mudschahidin fanden reichlich Unterstützung aus dem Westen. Während der sowjetischen Besetzung Afghanistans erhielten 35 000 arabische Islamisten ihre Ausbildung in Militärcamps Pakistans, finanziell gefördert von den Saudis und nach einer Präsidentendirektive Ronald Reagans auch von der CIA. »Wir kämpfen den Dschihad, den Heiligen Krieg, und dies ist die erste internationale Brigade der modernen Zeit. Warum sollen wir Muslime uns nicht zu einer gemeinsamen Front vereinen?«, rechtfertigte Pakistans Geheimdienstchef Hamid Gul, ein glühender Islamist, den Söldner-Import aus den Ländern des Islam, was den Afghanistankenner Ahmed Rashid zu dem Resümee veranlasst: »Am Ende hatten über 100 000 radikale Muslime direkten Kontakt mit Pakistan und Afghanistan und unterstanden dem Einfluss des Dschihad.« Offenbar hatte niemand die Sorge, dass diese Extremisten später die Kampferfahrungen gegen ihre eigenen korrupten Herkunftsländer oder gegen den Satan Amerika einsetzen könnten. Es traf Washington wie ein Schock, als nach der ersten Attacke auf das World Trade Center 1993 herauskam, dass die geschnappten Moslemterroristen Rückhalt in Afghanistan hatten und einen Flugzeuganschlag auf das CIA-Hauptquartier in Langley vorbereiteten.

Das Zwischenergebnis im Großen Spiel sah zwei Sieger und einen klaren Verlierer: Die geschlagene Sowjetunion zerfiel bald

nach Abzug ihrer letzten Soldaten und verlor ihr osteuropäisches Glacis, die USA stiegen auf zur alleinigen Hypermacht. Doch als Sieger fühlten sich auch die von Washington gesponserten Islamisten. »Der Krieg hinterließ eine angespannte Koalition islamistischer Organisationen, deren Absicht es war, den Islam gegen alle nicht-muslimischen Mächte voranzutreiben«, beschrieb der amerikanische Autor Samuel Huntington das in Afghanistan gestählte Selbstbewusstsein der Dschihadis treffend, »und er hinterließ, vielleicht am wichtigsten, einen Machtrausch und ein Selbstvertrauen sowie eine dringliche Sehnsucht nach neuen Siegen.« In diesem historischen Umbruch machten die Amerikaner einen fatalen Fehler: Voll in Anspruch genommen von den dramatischen Ereignissen in Europa mit der deutschen Wiedervereinigung sowie den jugoslawischen Erbfolgekriegen und dann dem Ersten Golfkrieg mit Saddam Hussein, wandten sie sich ab vom Hindukusch. »Was war wohl in weltgeschichtlicher Hinsicht wichtiger: die Taliban oder der Fall des Sowjetreichs? Ein paar krausköpfige Muslime oder die Befreiung Mitteleuropas und ein Ende des Kalten Krieges?«, hielt Brzezinski Kritikern entgegen. Washington blockierte noch den Versuch der Uno-Vermittler in Genf, eine Regierung der Nationalen Einheit unter Einschluss der Kabuler Kommunisten zustande zu bringen, überließ danach das geschundene Land aber seinem Schicksal. Und alles wurde noch schlimmer, denn nun führten die Afghanen Krieg gegen sich selbst.

Noch drei Jahre lang trotzte Mohammed Nadschibullah in seiner Revolutionszitadelle Kabul der Muslim-Guerilla. Dann versiegten die Waffenlieferungen aus Moskau, der bullige Präsident suchte Zuflucht in der Uno-Vertretung. Die erste Welle der siegreichen Glaubenskrieger respektierte den exterritorialen Status dieser Residenz. Nicht aber die später nachfolgenden Taliban. Sie massakrierten Nadschibullah 1996. Beim Streit um die Kriegsbeute in den Jahren zuvor waren die jahrhundertealten Spannungen zwischen dem Mehrheitsvolk der Paschtunen und den anderen Volksgruppen des Vielvölkerstaats – Tadschiken, Usbeken, Belutschen, Hazara und Turkmenen – wieder ausgebrochen. Kabul durchlebte ein Martyr-



Rückzug nach der Niederlage:
Sowjetische Panzer verlassen das Land (1989)

rium, als rivalisierende Warlords ganze Stadtviertel in Schutt und Asche legten. Zehntausende Zivilisten starben in diesem Gemetzel, die Welt aber schaute weg. Insgesamt hat Afghanistans dreißigjähriger Krieg wohl über eineinhalb Millionen Menschen das Leben gekostet und sechs Millionen außer Landes getrieben. Die Jungen, zwei Generationen zumindest, kennen nichts anderes als Gewalt.

Die Amerikaner trafen am Hindukusch eine Reihe folgenschwerer Fehlentscheidungen, ihre Politik war kurzfristig, widersprüchlich und verlogen. Erst suchten sie den sowjetischen Teufel mit dem islamischen Beelzebub auszutreiben, und die CIA unterstützte dabei auch Fundamentalisten wie einen Saudi-Araber namens Osama Bin Laden. Dann sah Washington zu, wie der pakistanische Militärgespionage dienst Interservices Intelligence (ISI) mit den sunnitischen Koranschülern, den Taliban, eine neue Kampftruppe aufpäppelte, die einen islamischen Extremismus nach Afghanistan trug, den dieses Land bis dahin nicht kannte. Auch die Regierung von Bill Clinton war diesen Gottesstreitern zunächst durchaus gewogen. Man war sich einig in der Gegnerschaft zum Iran. Außerdem gab es hochfah-

rende Pläne, für die sich vor allem die pakistanische Premierministerin Benazir Bhutto begeisterte: Der amerikanische Ölgigant Unocal wollte eine Pipeline von der Wüstenrepublik Turkmenistan quer durch den Westen Afghanistans bauen, die den revolutionären Iran umgehen, zur Arabischen See vorstoßen und auch Pakistan versorgen könnte. Nun wurde im neuen Großen Spiel um Rohstoffe und Einflusszonen die nächste Runde eröffnet, und sie dauert bis heute an – der Kampf um den Zugriff auf die immensen Öl- und Erdgasvorkommen der Kaspischen Region. Ein Konsortium unter maßgeblicher Beteiligung der vom früheren US-Außenminister Henry Kissinger beratenen Firma Unocal, welches Wunder, ist unterdessen Cheerleader in diesem potenziellen Milliardengeschäft.

Nach der Einnahme Kabuls im September 1996 kontrollierten die Paschtunen-Fundis der Taliban bald die meisten Provinzen Afghanistans. Nur im äußersten Norden vermochten unter ihrem Kommandanten Ahmed Schah Massud, dem »Löwen von Pandschir«, Einheiten der aus der Hauptstadt vertriebenen Mudschahidin-Regierung, die überwiegend aus Tadschiken, Usbeken und Turkmenen bestehende »Nordallianz«, einen schmalen Streifen an der Grenze zu Tadschikistan zu halten. Städte wechselten ihre Eroberer, es kam zu Blutorgien. Wenigstens 3000 Taliban wurden in Masar-i-Scharif umzingelt und ermordet. Die Gotteskrieger rächten sich dafür nach Rückeroberung der Stadt. Mit kräftiger Unterstützung von ein paar hundert Araber-Afghanen Bin Ladens brachten sie dort alle mongolenstämmigen Hazara um, wohl über 6000. Dazu neun Diplomaten des iranischen Konsulats, weil Teheran als Hauptförderer der schiitischen Hazara und des Tadschiken Massud galt.

Vergeblich hatte Nadschibullah zuletzt mit schrillen Alarmrufen die Welt vor der drohenden Machtübernahme durch die Islamisten in Afghanistan aufzurütteln versucht: »Der fundamentalistische Islam wird auf Zentralasien übergreifen, und es wird zu einem neuen Kalten Krieg kommen, diesmal zwischen dem Westen und dem Islam«, unkte der letzte Revolutionsführer, traf man ihn in seiner Kabuler Feste. Wie bei der antiken Seherin Cassandra sollte sich